



Carl Hagemeier

# Von Tieren und Menschen

Erlebnisse und Erfahrungen

von

Carl Hagenbeck

Einundachtzigstes bis neunzigstes Tausend

Neue wohlfeile Ausgabe

Täglich vermehrt : : : : Mit 134 zum Teil farbigen Illustrationen



Vita Deutsches Verlagshaus, Berlin-Ch.

## II.

### Entwicklung des Tierhandels.

Eine schwere Zeit begann nun für mich, aber auch eine solche tiefster Befriedigung. Neigung und Beruf flossen zusammen, und mit Begeisterung ging ich an meine neue Aufgabe. Tiere mußten gekauft und verkauft werden, die rationelle Unterbringung und Behandlung der Tiere bildete eine stete Sorge, dazu kam die wirtschaftliche Seite des Unternehmens, die viel Kopfzerbrechen machte. In der Buchführung und in schriftlichen Arbeiten unterstützte mich meine Schwester Caroline, während die Schwestern Luise und Christiane die Pflege der Vögel übernommen hatten. Mein Bruder Wilhelm spielte den Kutscher und hatte das lebende Material ins Haus und aus dem Hause zu schaffen. Für mich selbst gab es eine Ueberfülle an Arbeit, denn es war unser Prinzip und ist es auch geblieben, daß die Arbeit den Menschen adelt. In der Wartung der größeren Tiere stand mir nur ein alter Wärter zur Seite. Die meiste Arbeit machten uns damals die Seehunde, die in großen Kübeln untergebracht waren. Jeden Morgen mußte frühzeitig in diese Kübel frisches Wasser hineingepumpt werden, und zu diesem Zwecke hatte ich gefälligst zwei bis drei Stunden unentwegt an der Pumpe zu stehen. War die Pumperei endlich fertig, so kam ich mit meinem Fischkorb angeschleppt, um die Seehunde einzeln zu füttern.

Frisch angelangten Tieren, die noch scheu und wild waren, warf man das Futter einfach zu, sie wurden jedoch nach wenigen Tagen schon so zahm, daß sie das Futter aus der Hand nahmen. Nur die älteren Exemplare machten eine Ausnahme und waren nur mit Mühe an das Futter heranzubringen. Alte Seehunde sind schwer an eine

neue Umgebung zu gewöhnen, die Tiere grämen sich und hungern zuweilen wochenlang, ehe sie sich entschließen, Nahrung zu sich zu nehmen. Wie mein Vater, so hatte auch ich zu den Seehunden eine besondere Zuneigung und besitze sie auch jetzt noch. Etwas Ähnliches muß ich kürzlich einem französischen Interviewer erzählt haben, dieser Herr besaß aber eine geradezu erotische Phantasie, denn er behauptete in den Zeitungen seines Vaterlandes, ich hätte einmal einen Seehund so weit gebracht, daß er bei meinem Anblick jedesmal laut „Papa“ gerufen hätte. Wahr ist nur, daß die Tiere mich genau kannten. Wenn ich morgens auf dem Hofplatz erschien und die Tiere mit dem Ruf: „Paul, Paul“ begrüßte (alle Seehunde wurden nämlich mit dem Namen Paul tituliert), reckten alle ihre langen Hälse über das Bassin hinaus. Es waren immer die gewöhnlichen Nordsee-Seehunde (*Phoca vitulina*), die uns unsere Fischer brachten. Einmal befand sich auch eine Kegelrobbe darunter, die sehr gewandt war und häufig aus ihrer Badewanne entwischte. Dieses Tier war es auch, das einft in der Nacht ausbrach und in der Stadt spazieren rutschte. Zu Hause war es so zahm geworden, daß es mir im Hof wie ein Hund folgte, es lernte auch bald aufrecht sitzen, sich im Bassin auf Kommando herumdrehen und manche andere Stückchen, wofür es jedesmal mit einem Extrajäckel belohnt wurde.

Mein erstes größeres Geschäft machte ich, als ich eben das 16. Lebensjahr überschritten hatte, und es ist interessant, zu sehen, wie der Zufall, der überall im Leben eine Hauptrolle spielt, mir dabei zu Hilfe kam. Man muß nur die Augen offen halten und jede Situation zweckentsprechend auszunutzen versuchen, „to make the best of it“, wie der Engländer sagt. Damals gelangte der Menageriebesitzer August Scholz mit einem jungen, fünf Fuß hohen Elefanten nach Hamburg, den er für eine Nacht bei uns unterbrachte, um ihn am nächsten Tage mit anderen bei uns gekauften Tieren weiter zu expedieren. Zunächst führten Scholz und ich den Elefanten durch die Straßen zum Bahnhof. Der Transport wurde aber durch ein kleines Zwischenpiel unterbrochen. Auf der Lombardsbrücke wurde der Dickhäuter scheu und lief uns davon. Das gab natürlich einen netten Volksauflauf. Nach einer mehr als halbjsündigen Jagd

durch die Unlagen wurde der Elefant endlich wieder eingefangen, an den Beinen gefesselt und hinter den Wagen gebunden, worauf er vernünftig genug war, sich zum Bahnhof führen zu lassen. Am Bahnhof bat mich Scholz, ihn auf seine Kosten bis Berlin zu begleiten. Das tat ich nun nicht mehr als gern, gab unserm Kutscher den Auftrag, mir rasch eine Schlafdecke zur Bahn zu bringen und dem Vater mitzuteilen, daß ich als Assistent Scholzens mit nach Berlin gefahren sei. Am nächsten Mittag war der Transport, wobei die Tiere mit einer Extralokomotive mitten durch die Stadt nach einem andern Bahnhof befördert wurden, erledigt. Nichts war natürlicher, als daß ich nun den freien Nachmittag dazu benutzte, den Zoologischen Garten zu besuchen.

Dieser Garten war mir nicht mehr fremd, und auch den Inspektor kannte ich bereits. Als ich diesen aufsuchte und ihm verschiedene von unsern Tieren anbot, teilte er mir zu meinem größten Vergnügen mit, daß ich wahrscheinlich gerade zur rechten Zeit gekommen wäre, da im Raubtierhaus verschiedene Lücken entstanden seien, die ausgefüllt werden sollten. Am nächsten Tage verkaufte ich an den Direktor, Herrn Professor Peters, kurzerhand für annähernd 1700 Taler Tiere. Ich konnte kaum schnell genug nach Hamburg zurückkommen, um meinem Vater, ganz glücklich über meinen Erfolg, Bericht zu erstatten.

Zu bedeutungsvolleren geschäftlichen Bewegungen kam es im Herbst 1862, als ich mit meinem Vater eine Reise nach Antwerpen unternahm. In dem Zoologischen Garten *Antwerpens* fand in jedem Jahre eine Tierauktion statt, die hauptsächlich von den Direktoren der wenigen Zoologischen Gärten und von Tierliebhabern besucht wurde. Als Hauptkäufer trat damals der Londoner Tierhändler *Charles Jamar* auf, der in Antwerpen seine Einkäufe besorgte und zugleich Tauschgeschäfte machte. Daran, diesen damals für uns noch mächtigen Konkurrenten aus dem Felde zu schlagen, konnte man kaum denken, aber es kam dennoch so, und zwar in einer Weise, welche die kühnsten Erwartungen übertraf. Auf der Reise nach Antwerpen besuchten wir den erst einige Jahre bestehenden Zoologischen Garten zu *Köln* und schlossen mit dem Direktor *Dr.*



Frau Carl Hagenbeck.



Fragebuch mit seinen 13 Enkelkindern.

Bodinus einige Tausch- und Kaufgeschäfte ab. Herr Dr. Bodinus gehörte seit 1860 zu dem Kreise unserer Geschäftsfreunde, in diesem Jahre war er in Hamburg gewesen und hatte eine ganze Reihe von Tieren verschiedener Art gekauft, die mehrere Wagenladungen füllten. Als erste Insassen zogen diese Tiere in die leeren Häuser des Kölner Zoologischen Gartens ein, der dann im Juli desselben Jahres eröffnet wurde.

In Antwerpen kauften wir am ersten Tage nur einige Kleinigkeiten. Ohne besondere Absicht besuchte ich am Abend, da mein Vater müde war, allein den Zoologischen Garten und wurde dort durch unsern Freund, den Direktor Schöpff aus Dresden, einigen Herren vorgestellt, die ich bisher noch nicht persönlich kennen gelernt hatte. Zu diesen gehörte der Direktor des „Jardin d'Acclimatation“ zu Paris, Monsieur Geoffroy St. Hilaire, mit dem ich in der Folge häufig zusammengetroffen bin und dem ich manchen wertvollen Fingerzeig verdanke. Außerdem hatte ich an jenem Abend Gelegenheit, mit den Direktoren Martin vom Zoologischen Garten in Rotterdam und Westermann aus Amsterdam zusammenzutreffen und mit diesen Herren recht große Ein- und Verkäufe abzuschließen. Geoffroy St. Hilaire erkundigte sich unter der Hand bei einem mit uns bekannten Tierfreund, dem Grafen Cornelli, nach unseren Verhältnissen, und die Auskunft mußte sehr gut ausgefallen sein, denn den bedeutendsten Abschluß in Antwerpen machte ich mit dem Pariser Direktor. Der gute Janwach, der später eintraf, mußte zu seinem Schrecken erfahren, daß ich ihm schon zuvorgekommen war und für ihn so gut wie nichts übrig gelassen hatte.

Ein eigentümlicher Zufall wollte es, daß ich wenige Tage darauf noch einmal, und zwar sehr fühlbar, die Absicht der Londoner Firma durchkreuzen mußte. Bedauern hat uns dies freilich nicht verursacht, ich kann wohl sagen, daß mein Vater sich sehr belustigte, als ich ihm am Abend die Liste der von mir abgeschlossenen Geschäfte vorlegte, und ihm erzählte, welch ein nettes Schnippchen unserm Konkurrenten dabei geschlagen worden sei.

Kaum nach Hamburg zurückgekommen, fand ich unter den

dort eingetroffenen Brieffschaften auch ein Schreiben von der Witwe des Menageriebesizers Christian Renz, die zu jener Zeit in Krefeld die Messe besuchte und ihre Menagerie zu verkaufen wünschte. Am liebsten wäre ich gleich wieder losgegendelt. Mein Vater hatte aber Bedenken, er meinte, daß es zu viel für uns würde, wenn wir uns auch diese Tiere über Winter noch auf den Hals lüden, und zwischen dem Hin und Her des Ueberlegens blieb der Brief einstweilen unbeantwortet. Vier Tage darauf kam nachmittags ein zweites Schreiben der Witwe Renz an, worin sie um sofortigen Bescheid ersuchte, sie habe die Tiere auch Herrn Jamrach angeboten, der sie jedenfalls nehmen würde, wenn wir sie nicht an uns brächten. Nun machte ich Ernst und gewann meinem Vater die Zustimmung zum Ankauf der Menagerie ab. Die Zeit drängte. Schon in einer halben Stunde ging der Harburger Dampfer ab, der Anschluß an den betreffenden Zug hatte. Ich hatte gar keine Zeit, erst einen Ueberzieher oder sonstige Reiseutensilien aus unserer Wohnung in der Petersenstraße zu holen, sondern eilte, wie ich ging und stand, zum Dampfer, den ich eben noch erreichte. Das Wichtigste hatte ich aber bei mir, nämlich 100 Taler Bargeld, um wenigstens eine Anzahlung auf die Tiere leisten zu können.

Am nächsten Vormittag gegen elf Uhr traf ich in Krefeld ein und begab mich sofort zur Menagerie. Hier fand ich vier Wagen voll Tiere, darunter einen echten vollmähnigen Berberlöwen, so schön, wie ich seitdem keinen wieder gesehen habe. Ferner einen weißen arktischen Wolf, einen Jaguar, einige Panther und viele andere Tiere, die ich alle binnen wenigen Minuten in meinen Besitz brachte. Als Anzahlung bezahlte ich 50 Taler und stellte die Bedingung, daß die Tiere am nächsten Tage, dem Schluß der Messe, durch den Geschäftsführer nach Hamburg gebracht würden. Hier sollte dann der Rest bezahlt werden. Es kam aber nur ein Teil der Tiere zur Verschiffung, denn nachdem Frau Renz mich darauf aufmerksam gemacht hatte, daß sie schon verschiedene Tiere an kleine Schaubudenbesizer, die auf der Messe waren, hätte verkaufen können, war das Geschäft sofort im schönsten Gange. Ich setzte mich mit diesen Leuten in Verbindung und hatte von meinem Vorrat im Nu für

700 Taler Tiere wieder abgesetzt. Und nun kommt noch ein kleines, niedliches Intermezzo. Auf dem Bahnhofe zu Oberhausen, wo ich umsteigen mußte, stand mir auf einmal der liebe Mr. Jamrach aus London gegenüber, den ich ja erst vor wenigen Tagen in Antwerpen gesehen hatte. Unmöglich konnte ich bei ihm in guter Erinnerung sein, er entsetzte sich auch einigermaßen über meinen Anblick und fragte ganz betreten, wo ich denn „schon wieder gewesen sei“. „In Krefeld“, sagte ich trocken, „dort habe ich nämlich die Menagerie der Witwe Renz gekauft.“ Diese Nachricht versetzte den Londoner Herrn in keine geringe Aufregung, seine Stimme klang etwas belegt und unsicher, als er mich fragte: „Was wollen Sie denn mit allen diesen Viechern jetzt so kurz vor dem Winter anfangen?“ „Das lassen Sie nur meine Sorge sein“, antwortete ich ihm, um dann so nebenbei hinzuzusetzen: „Uebrigens ist ein großer Teil der Tiere schon wieder an Ort und Stelle verkauft.“

Am nächsten Morgen kam ich mit einer gefüllten Geldtasche in Hamburg an und konnte mit Ehren vor meinem Vater bestehen. Für die bewiesene Frigigkeit erhielt ich ein Geschenk von 100 Talern. Dies Geschenk brauchte meinen Vater nicht zu reuen, denn das Geschäft mit der Witwe Renz brachte uns einen Gewinn von reichlich 2000 Talern. Ueber das Schicksal der Tiere will ich noch folgendes sagen. Die Löwen erhielt ein englischer Geschäftsfreund, Charles Rice in London, dieser verkaufte sie wieder an die Menagerie Fairgraves, die in England reiste. Bemerkenswert ist, daß Fairgraves den schönen Verberlöwen mit großen Kaplöwinnen kreuzt und eine prächtige Zucht erhielt. Als er später seine Menagerie auflöste, um sich zur Ruhe zu setzen, fanden die schönsten Tiere Unterkunft in den Zoologischen Gärten zu Bristol und Dublin. Hier wurden denn auch von jetzt ab die schönsten Löwen gezüchtet, die man in Europa finden konnte. Die übrigen Renzschen Tiere verkaufte ich binnen wenigen Tagen an verschiedene Menageriebesitzer, die ich schon von der Reise aus benachrichtigt hatte.

Auch ohne besondere Versicherung ersieht man schon aus derartigen Geschäften, daß sich die Tierhandlung immer mehr vergrößerte. Im Jahre 1863 kaufte mein Vater das Haus am Spiel

budenplatz Nr. 19, das dicht neben dem Museum lag, wo wir bisher unser Geschäft gehabt hatten. Das Vorderhaus hatte unten zwei Läden, wovon der eine an einen Schuhmacher vermietet war, und der andere unsern Vögeln als Unterkunft diente. Hinter dem Hause lag ein kleiner Hofplatz und hinter diesem ein großer, achtzig Fuß langer und dreißig Fuß breiter Bau, den wir für unsere Zwecke einrichteten. Zur Rechten wurde eine Anzahl Käfige für Raubtiere placiert. Die linke Seite wurde in Stallungen für sonstige Tiere abgeteilt. Ueber dem Hofplatz befand sich der Ausbau eines kleinen photographischen Ateliers. Auf dem freien Raum des Hofes wurden Kästen für größere Tiere untergebracht.

Die letzten Jahre hatten mir neue Verbindungen mit England, Frankreich, Holland und Belgien gebracht, und die Menagerie am Schaubudenplatz wies dauernd einen beträchtlichen Tierbestand auf. Im Winter 1864 machte ich meine erste Reise nach England, der inzwischen unzählige andere gefolgt sind, denn später kam ich jährlich etwa zwölf bis vierzehnmal nach London, um von den dortigen Händlern Tiere einzukaufen. Meine Abhängigkeit von dem Londoner Markte hat erst später, nach der Gründung des Deutschen Reiches und dem Aufschwung der deutschen überseeischen Beziehungen aufgehört. Aus jener Zeit sind viele interessante Erlebnisse in meinem Gedächtnis geblieben.

Ganz abenteuerlich gestaltete sich der Transport eines Ameisenbären, den ich im März 1864 in London kaufte. Ich hatte überhaupt noch kein derartiges Tier gesehen, und als mich die Nachricht eines englischen Freundes in Hamburg erreichte, daß aus Argentinien ein ausgewachsener Ameisenbär in Southampton eingetroffen sei, reiste ich sofort nach England ab. Der Eigentümer des Tieres wohnte auf einem Landsitz vier Meilen von Southampton entfernt, wohin wir uns mit einem Wagen begaben. Der Bär lief frei im Garten herum, wo der Schnee zwei Zoll hoch lag, eine Beobachtung, die, mit andern ähnlichen zusammen, mich zu immer ausgedehnteren Versuchen in der Akklimatisation ermutigte. Sein Nachtlager hatte das Tier im Hühnerstall, hier hatte man einige Bündel Heu geschichtet, in das es sich verkroch. Nachdem ich das

Tier gekauft hatte, meinte der frühere Besitzer, ich könne es ganz ruhig mit in die Droschke nehmen, nur müsse man die Fenster verschließen, damit es nicht hinauschlüpfe. Da ich von der Gefährlichkeit eines solchen Tieres noch keine Ahnung hatte, ließ ich mich zu dem Streich überreden, den Ameisenbär mit in die Droschke zu nehmen. Mein Freund setzte sich auf den Vock.

Da saß ich also nun mit meinem vierfüßigen Nachbar, der bald in beängstigender Weise unruhig wurde und mich plötzlich mit seinen beiden scharfen Vorderkrallen zu packen versuchte. Zunächst hatte er es auf meine Beine abgesehen, in die er sich so fest einkrallte, daß ich Mühe hatte, ihn wieder los zu bringen. Während der ganzen Fahrt balgten wir uns hin und her, fortwährend mußte ich mich neuer Angriffe erwehren, und das war keine leichte Arbeit, denn das Tier maß von der Nasenspitze bis zum Schwanzende  $7\frac{1}{2}$  Fuß und besaß Riesenkräfte. Ich war vollständig zu Ende mit meiner Energie, als wir endlich in Southampton ankamen und ich meinen Freund zu Hilfe rufen konnte. Nach London wurde das Tier dann in einer Packkiste transportiert. Die Nahrung, die der Ameisenbär bisher täglich erhalten hatte, bestand aus acht rohen Eiern und einem Pfund gehacktem Fleisch, als Getränk erhielt er warme Milch. Auf der Ueberfahrt von London nach Hamburg hatten wir sehr stürmisches Wetter und ich mußte mich seekrank ins Bett legen. Obgleich ich mich kaum bewegen konnte, rührte ich das Futter für den Ameisenbären an und beauftragte den mir bekannten Schiffszimmermann, meine Tiere zu verpflegen. Es kam dabei zu einem ergötzlichen Zwischenfall. Kaum hatte der Schiffszimmermann meine Kabine verlassen, als er auch schon zurückkehrte und schreckensbleich erzählte, dem Ameisenbär sei, als er ihn füttern wollte, eine lange, dünne Schlange aus dem Halse gekrochen. Trotz meiner Schwäche mußte ich also unter Deck, um das Wunder zu sehen. Die Schlange war natürlich nichts anderes, als die lange Zunge des Ameisenbären, mit der er den Eierbrei aufleckte, den der Zimmermann in seiner Angst hatte fallen lassen. In Hamburg angekommen, verkaufte ich das seltene Tier an den Zoologischen Garten, aber unter ganz eigentümlichen Bedingungen. Einen Teil des Ankaufspreises

erhielt ich gleich in bar, weitere festgesetzte Summen aber erst nach jedem Monat, den das Tier am Leben bleiben würde. Man getraute sich nämlich nicht, ein so teures und schwer zu behandelndes Tier kurzerhand zu kaufen. Inzwischen hatte ich aber den Bären an ein besonders bekömmliches Futter gewöhnt, das aus Maismehl und gekochter Milch bestand und ihm morgens und abends gegeben wurde, während er mittags vier rohe Eier und ein halbes Pfund Fleisch erhielt. Bei dieser Nahrung gedieh das Tier vortrefflich und wurde jahrelang als große Seltenheit im Hamburger Zoologischen Garten bewundert.

Eine außerordentlich wichtige Verbindung wurde in demselben Jahre, 1864, angeknüpft. Es war eines Abends spät, als wir aus Wien von einem Freunde ein Telegramm des Inhalts erhielten, daß der Afrikareisende Lorenzo Cassanova mit einem Transport von Tieren, die er in Afrika gesammelt, angekommen und über Wien nach Dresden gereift sei.

Schon zwei Jahre früher hatte dieser Cassanova einen großen Tiertransport aus dem Aegyptischen Sudan nach Europa gebracht, bestehend aus sechs Giraffen, den ersten afrikanischen Elefanten und vielen anderen seltenen Tieren. Der Reisende hatte damals große Mühe, seine Tiere an den Mann zu bringen. Auch wir wagten uns an einen so teuren Transport noch nicht heran, so daß die Sammlung schließlich an den bekannten Menageriebesitzer und Tierbändiger Gottlieb Kreuzberg überging. Heute lag die Sache anders. Am Morgen nach Empfang des Telegramms reiste ich schon nach Dresden und traf Cassanova im Zoologischen Garten, wo er seine Tiere untergebracht hatte. Diesmal handelte es sich um einen nur kleinen Transport, bestehend aus zwei jungen Löwen, drei gestreiften Hyänen, einer Kollektion sehr schöner, großer Affen, sowie einigen Vögeln. Sehr schnell waren wir miteinander einig. Das Hauptresultat dieser Zusammenkunft war aber keineswegs der Ankauf dieser Tiergruppe, sondern der Abschluß eines Kontraktes, nach welchem Cassanova uns in der Zukunft größere Tiere, wie Elefanten, Giraffen, Rhinocerosse usw., zu liefern hatte. Da der Reisende meine Unterschrift nicht für vollständig anerkennen wollte, reiste er mit mir nach Hamburg, wo

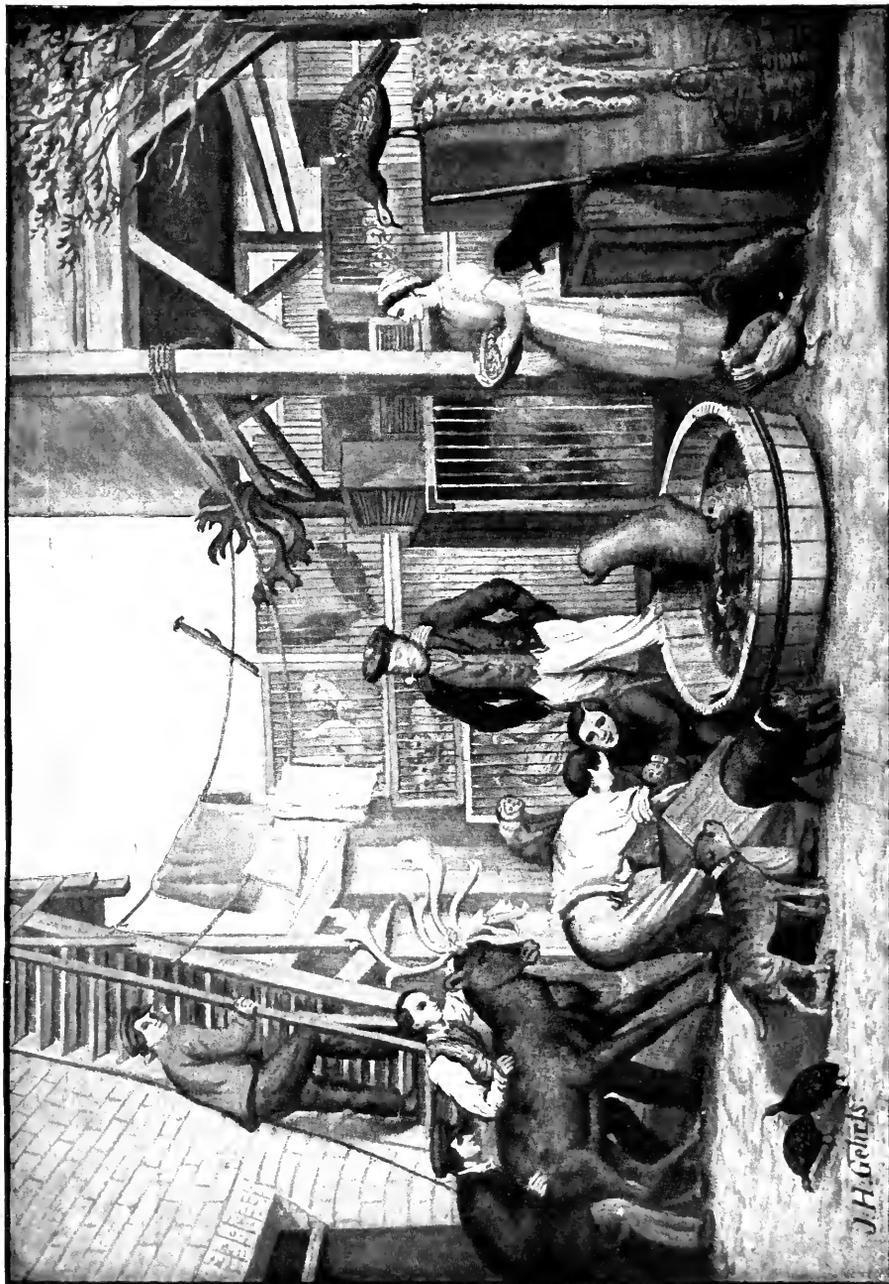
mein Vater den Kontrakt unterschrieb. Alle Tiere, die Cassanova von einer neuen Afrika-reise glücklich heimbrachte, sollten zu einem im Kontrakte bestimmten Preise uns gehören, mit alleiniger Ausnahme eines Elefanten, der für den Direktor des Zoologischen Gartens in Berlin, Herrn Professor Peters, bestimmt war.

Cassanova eröffnete also die Reihe der Weltreisenden, die für uns in Busch, Wald und Steppe auf wilde und seltene Tiere fahnden. Im nächsten Jahre, und zwar im Juli 1865, brachte Cassanova seine ersten kontraktlichen Transporte aus Nubien nach Wien. In der Hauptsache waren es drei schöne afrikanische Elefanten, verschiedene junge Löwen, eine Anzahl Hyänen und Leoparden, junge Antilopen, Gazellen und Strauße. Bei der Ankunft Cassanovas war ich bereits in Wien. Hier traf ich auch den Professor Peters, der sich seinen Elefanten schon ausgesucht hatte. Die Tiere wurden verladen und gelangten zunächst glücklich bis Berlin, wo die Trennung von dem für den dortigen Garten bestimmten Elefanten erfolgen mußte. Dabei gab es wieder einmal eine kleine Gratisvorstellung. Mit vieler Mühe brachten wir das Tier aus dem Wagen heraus und lockten es mit Zucker und Brot einige hundert Meter weit. Da fingen plötzlich die beiden zurückgebliebenen Elefanten an, dem scheidenden Gefährten irgend etwas in der Elefantensprache nachzurufen, vielleicht war es ein Lebewohl. Kurz, in demselben Augenblick machte unser Elefant kehrt und rannte zu seinen Kameraden zurück, uns wie Federbälle hinter sich herziehend. Es blieb uns nichts anderes übrig, als auch die beiden anderen Elefanten aus dem Wagen herauszunehmen und sie den Deserteur bis zum Zoologischen Garten begleiten zu lassen. Erst nachdem der Elefant in seiner neuen Behausung untergebracht worden war, konnte ich mit meinen beiden Elefanten nach dem Bahnhof zurückmarschieren, und langte dann ohne weiteren Zwischenfall mit ihnen in Hamburg an.

Mit den Erfolgen wuchs auch der Mut. Cassanova ging mit größeren Aufträgen nach Afrika zurück, und in den folgenden Jahren trat eine ganze Reihe weiterer Reisender mit ihm in Konkurrenz. Viele Faktoren trugen dazu bei, den Namen Hagenbeck schon in jener Zeit populär zu machen. Der Tierhandel als Geschäftszweig war neu

Die Zoologischen Gärten begannen aufzublühen und das Interesse an fremdländischen Tieren ward plötzlich in die Höhe geschneilt. Es war schwer, alle Ansprüche, die an mich gestellt wurden, zu befriedigen. Die Tiere flossen mir natürlich nicht nur aus Afrika zu, sondern aus allen Weltteilen, und, wo ich nicht selbst reisen ließ, befaß ich wenigstens meine Mittelsperson. Der Handel mit indischen Tieren lag damals hauptsächlich in den Händen von William Janrach, und ich hatte durchaus keinen Grund, ihn als Aukäufer zu stören, besonders, da er in der Hauptsache für mich kollektierte, soweit ich ihm seine Tiere abzunehmen wünschte. Auch der Import aus Australien war noch in London zentralisiert und stand mit mir durch den schon genannten Herrn Rice in Verbindung. Trotzdem die Lieferungen somit aus den verschiedensten Quellen strömten und ich fast unausgesetzt auf Reisen war, um neues Material herbeizuschaffen, war ich dennoch häufig gezwungen, fehlendes unter den Duplikaten der Zoologischen Gärten zusammensufuchen. Nicht nur die Europäer, sondern auch die Amerikaner begannen, sich auf uns zu stützen. Die reisenden „Shows“ in Amerika hatten schon damals solche Dimensionen angenommen, wie sie von den Menagerien und Zirkusunternehmungen in Europa nie erreicht worden sind.

Die Geschichte dieser Zeit ist auch zugleich eine Entwicklungsgeschichte des Tiertransportes in Europa, denn auf diesem Gebiete mußte alles erst durch Experimente erlernt werden. Der größte afrikanische Tiertransport, den ich je erhielt, traf im Jahre 1870 ein. Am Pfingstmontag dieses Jahres trafen gleichzeitig von dem schon bekannten Cassanova und von einem anderen Reisenden, namens Migoletti, Nachrichten ein, daß beide mit großen Tiertransporten aus dem Innern Afrikas unterwegs seien. Cassanova drängte, ich möge sofort nach Suez abreisen. Hier läge er schwer krank und fürchte, die Seinigen in Wien nicht mehr wiederzusehen. Migoletti berichtete, daß er Cassanova begegnet sei, und wahrscheinlich mit demselben Dampfer in Suez ankommen würde, der die Tiere Cassanovas an Bord habe. Hier galt kein Säumen. Mit einem ägyptischen Kreditbrief wohl versehen, reiste ich schon am nächsten Tage, in Begleitung meines jüngsten Bruders, über Triest nach Suez, wo wir nach einer



Im Hofe des Geschäftehauses am Spielbudenplatz

(Nach einem alten Gemälde).



fahrt von neun Tagen glücklich ankamen. Noch ehe wir Cassanova oder Migoletti gesehen hatten, gerieten wir gleichsam unter die für uns bestimmten Tiere. Bei der Einfahrt in den Bahnhof von Suez sahen wir in einem anderen Zuge Giraffen und Elefanten, die uns wie zum Gruße ihre Köpfe entgegenstreckten. Den armen Cassanova trafen wir schwer leidend im Suezhotel an. Er war ganz ohne Hoffnung, er bat mich, ihm für seine Tiere anzurechnen, was recht sei, und den Betrag an seine Frau in Wien gelangen zu lassen, da er fühle, daß es mit ihm zu Ende gehe. Die Ahnung des nahenden Todes trotz den Ärmsten nicht, nur eine kurze Frist war ihm noch gegeben, er hat die Seinen nicht wieder gesehen. Für diesmal aber mußten wir den Leidenden auf seinem Schmerzenslager zurücklassen. Die Notwendigkeit zwang uns, alle Energie der Karawane zuzuwenden, die ohne das wache Auge des Herrn in große Verwahrlosung geraten war.

Nie werde ich das eigenartige Bild vergessen, welches sich mir bot, als wir den Hof des Hotels betraten. Hätte ein Maler dieses Bild zu Gesicht bekommen, so würde er es vielleicht unter dem Titel „Gefesselte Wildnis“ verewigt haben. Elefanten und Giraffen, Antilopen und Büffel waren an Palmbäumen angebunden. Im Hintergrunde liefen frei sechzehn große Strauße umher, und in 60 Kästen bewegten sich Löwen, Leoparden, Jagdpanther, 30 gefleckte Hyänen, Schakale, Eudse, Tibetkazen, Affen, Marabustörche, Nashörner, Vögel und eine ganze Anzahl von Raubvögeln. Nach Aufnahme einer Liste der gesamten Kollektion schloß ich in Anwesenheit des deutschen Konsuls einen Kaufvertrag mit Cassanova ab. Nachdem die Tiere auf diese Weise in meinen Besitz übergegangen waren, erwartete uns nicht nur eine wahre Herkulesarbeit, sondern auch ein regelrechter Kampf nach verschiedenen Seiten.

Die meisten Leute Cassanovas waren krank und hatten sich wenig um die Tiere bekümmert, so daß ich, um den armen Tieren vor allen Dingen ihr Recht zu schaffen, zuvörderst eine Anzahl Araber zu Hilfeleistungen annehmen mußte. Wir hatten indes kaum begonnen, den Tieren ihr Futter zu verabreichen und das Lager zu bereiten, als plötzlich ein Haufe von nichts weniger als vertrauenerweckenden Griechen in den Hof eindrang und tumultuarisch Geld von mir ver-

langte. Der Anführer legitimierte sich als einer der Begleiter Cassanovas und behauptete, dieser schulde ihm Geld. Seine Forderung unterstützte er mit dem Bemerkten, er würde, falls man ihn nicht befriedigte, „die ganze Geschichte in Brand stecken“. Ohne mich durch die Drohungen einschüchtern zu lassen, war es mir doch sogleich klar, daß die empörten Wogen nur durch „Bachschisch“ zu glätten seien. Für das, was Cassanova ihm schuldig sei, übernahm ich die Garantie und gab dem Mann gleichzeitig ein Trinkgeld von 50 Francs, worauf der Berserker sich auf der Stelle in ein Lamm verwandelte, das meiner Aufforderung, mir bei der Fütterung der Tiere behilflich zu sein, mit Freuden nachkam. Dasselbe Trinkgeld hatte ich auch den übrigen Leuten Cassanovas gegeben. Für die anderen Kerle, die der Grieche mitgebracht hatte, ließ ich 5 Francs springen und das Gesindel konnte sich kaum schnell genug entfernen, um die Beute in Getränk umzusetzen. Mir wurde es indes klar, daß es das beste sei, so schnell als möglich von Suez fortzukommen und dazu mußte der Weg abermals mit Bachschisch geebnet werden.

Die nötigen Wagen für unsere Tiere am Bahnhof zu erhalten, das ging nicht etwa so ohne weiteres. Der betreffende Beamte, ein Araber, behauptete hartnäckig, die Zusammenstellung so vieler Wagen dauere mindestens 6—8 Tage, eine schnellere Herbeischaffung wäre gewissermaßen Zauber, und ein Zauberer sei er nicht. Merkwürdig, nachdem ich diesem Manne ebenfalls 50 Francs versprochen hatte, verwandelte er sich tatsächlich in einen Zauberer und versicherte mit der größten Verbindlichkeit, daß die sämtlichen Wagen am nächsten Abend bereit stehen sollten.

Im Hof der Tiere, wo wir abends noch einmal vorsprachen, gab es indes eine neue unangenehme Ueberraschung. Unter den Leuten Cassanovas zirkulierte das Gerücht, die Griechenbande, die mich schon am Morgen heimgesucht hatte, plane für die Nacht einen regelrechten Ueberfall auf das Lager. Zuerst war ich geneigt, das Gerücht von der lächerlichen Seite zu nehmen, entschloß mich aber doch, das Lager durch sechs Polizisten bewachen zu lassen. Tatsächlich schlichen sich in der Nacht, um 1 Uhr etwa, zwanzig Strolche heran, geführt von demselben Kerl, der erst wenige Stunden vorher 50 Francs von mir in

Empfang genommen hatte. Als die Bande indes bemerkte, daß wir uns im Verteidigungszustand befanden, zog sie sich in aller Stille wieder zurück. Wie ich später hörte, galt der versuchte Ueberfall einigen Kästen voll Teppichen und anderen wertvollen Sachen, die sich zwischen dem Gepäck Cassanovas befanden. Der Häuptling der Bande hatte die Frechheit, am nächsten Morgen zu mir ins Hotel zu kommen, um 100 francs in Empfang zu nehmen, die ihm Cassanova schuldete. Da die Sache stimmte, zahlte ich dem Banditen natürlich ohne weiteres das Geld aus, um von ihm loszukommen.

Der Transport der großen Karawane glich in mancher Beziehung jenen Expeditionen, die in unerforschte Länder ziehen. Das System Nansens und Pearys, die auf ihren arktischen Expeditionen diejenigen Schlittenhunde, welche zum Ziehen untauglich wurden, als Futter für die übrigen Tiere verwandten, ist nicht unähnlich demjenigen, das auch ich auf diesem und manchem anderen Transport anwendete, wenn es sich dabei auch nicht um Hunde handelte. Die größte Sorge bei einem Tiertransport ist immer die E r n ä h r u n g. Diesmal hatten wir neben vielem Preßheu, Brot und mannigfachem vegetabilischem Futter für die Elefanten und übrigen Tiere auch noch 100 Milchziegen mitgenommen, um unsere jungen Giraffen und sonstigen Babys mit Milch versorgen zu können. Ziegen, die keine Milch mehr zu geben vermochten, wurden unterwegs nach und nach geschlachtet und dienten als Futter für die jungen Raubtiere.

Der zaubernde Beamte hatte sein Wort gehalten (damit auch wir Wort halten sollten) und zur gewünschten Zeit standen die Eisenbahnwagen bereit. Am nächsten Morgen sollte ein gemischter Zug zunächst bis Alexandrien gehen. Eine der schwierigsten Arbeiten lag noch vor uns, nämlich die Ueberführung zum Bahnhof. Es wäre ja ein ganz besonderes Glück gewesen, diesen Transport ohne Zwischenfälle auszuführen, und dies Glück wurde uns denn auch nicht zuteil. Elefanten, Giraffen und Raubtiere waren bereits untergebracht und ich atmete schon auf. Man soll aber den Tag nicht vor dem Abend loben. Nur sechzehn große, ausgewachsene Strauße waren noch übrig, die in der Weise zum Bahnhof geführt werden sollten, daß immer ein Vogel von zwei Personen an den Flügeln gepackt und zum Mitgehen

gezwungen werden sollte. Zu dem ersten Strauß gesellten sich mein Bruder und ich, die übrigen Vögel sollten von Cassanovas Leuten einstweilen zurückgehalten werden. Die Leute folgten auch dieser Anordnung, nicht aber die Strauße. Kaum hatten wir uns einige Schritte vom Hofe entfernt, als die übrigen fünfzehn Strauße wie ein Wirbelwind durch den Hof jagten, die sämtlichen Wärter über den Haufen warfen und in der Richtung nach der Wüste entflohen. Als ich dies sah, tat ich etwas, was ich nicht hätte tun sollen — man muß ja aber fortwährend im Leben Lehrgeld zahlen. Ich glaubte unseren Strauß allein festhalten zu können und rief meinem Bruder deshalb schnell zu, er möge den von ihm gehaltenen Flügel loslassen und den Leuten zu Hilfe eilen. Kaum hatte aber der Strauß einen Flügel freibekommen, als er mir mit seinen langen Beinen einen solchen Tritt vor die Brust versetzte, daß ich hintenüber stürzte. Schneller als ein Pferd folgte der Flüchtling seinen Kameraden, während ich noch am Boden lag, nach Atem rang und dem Entflohenen verdutzt nachsah.

Seltfamerweise ging das Wiedereinfangen der Straußenherde auf eine beinahe lächerlich einfache Weise vor sich. Einer von Cassanovas kranken Leuten, namens Seppel, fand instinktiv das richtige Mittel, indem er auf eine Eigentümlichkeit spekulierte, welcher Tiere und Menschen in gleicher Weise gehorchen, nämlich die *Gewohnheit*. Die Sache hatte aber doch etwas Verblüffendes. Als ich mich eben erhob, sah ich, wie Seppel die ganze Ziegenherde aus dem Hofe heraustrrieb. Auf meinen Anruf: „Seppel, was machen Sie denn da?“ antwortete er nur lakonisch: „Ich will die Strauße wieder zurückholen.“ Auf seine Anordnung hatten sich zwei Araber auf Dromedare gesetzt und diese, sowie die Ziegenherde folgten nun den Straußen schnell nach. Als der Zug den Flüchtlingen nahe kam, reckten diese ihre Hälse, schlugen wie vor Freuden mit den Flügeln und tanzten in weitem Bogen um die Ziegenherde und die Dromedare herum. Ein ganz grotesker Anblick. Und als ob nun alles wieder in Ordnung sei, setzte sich die ganze Karawane in Marsch nach dem Bahnhof. Die Strauße gingen so ruhig zwischen den Ziegen und Dromedaren, als ob sie von einer unsichtbaren Macht festgehalten würden. Ohne viel

Sträuben ließen die Vögel sich ergreifen und in den für sie bestimmten Wagen führen. Des Rätsels Lösung ist sehr einfach. Auf der ganzen zweiundvierzigtägigen Reise von Kassala bis Suakin hatte man die Straße ungefesselt zwischen der Ziegenherde und den Dromedaren transportiert. Seppel, der mit dabei gewesen war, wußte das, und hatte ganz richtig kalkuliert, daß die Straße in die gewohnte Marschordnung sich ohne Widerstreben wieder fügen würden.

Ich dankte aber doch Gott, als wir mit der Verladung endlich fertig waren und, zwar total ermüdet, unser Frühstück einnehmen konnten, welches der Direktor des Suezhotels und seine lebenswürdige Gattin uns nach dem Bahnhof gebracht hatten. Der arme Cassanova war schon etwas früher nach Alexandrien abgefahren. Man hatte ihn auf dem „Angareb“, seinem afrikanischen Bette, nach der Station getragen. Da er entsetzlich schwach war, konnte ich kaum die Hoffnung hegen, ihn noch lebend in Alexandrien anzutreffen.

An die Reise von Suez nach Alexandrien werde ich mein Leben lang denken. Selten sind meine Nerven auf eine so harte Probe gestellt worden. Der Tag war heiß, einer der heißesten, deren ich mich entsinne. Die Reise begann damit, daß nach einigen Stunden Fahrt der vorderste Wagen des Güterzuges in Brand geriet. Zum Glück war ein Kanal in der Nähe, so daß man des Feuers Herr wurde. Beim Anziehen der Lokomotive gab es derartige Stöße, daß unsere beiden „Gulags“, irdene Wasserflaschen, die wir im Wagen aufgehängt hatten, in Scherben gingen. Zur Hitze kam also ein brennender Durst. Die einzige heitere Erinnerung von dieser Reise bildete die Begegnung mit einer Beduinentruppe, die an den Zug herankam, um unsere Giraffen und Straße zu betrachten. Durch einen jungen Tubier, den ich bei mir hatte, und der sowohl des Arabischen wie des Französischen mächtig war, versuchte ich, von den Beduinen einige ihrer langen Feuersteinschloßgewehre zu kaufen. Sie gaben aber keins herans, da sie ihnen für die Jagd unentbehrlich waren. Diese kleine Erinnerung, das Bild der wilden, braunen Söhne der Wüste geht aber unter in dem Schwall der Unannehmlichkeiten, die noch folgten. Mitten auf der Reise versuchte man, uns in einer Station einfach liegen zu lassen. Da der Zugführer behauptete, seine Lokomotive

könnte den langen Zug nicht weiter ziehen, wurden die Wagen einfach abgekoppelt und der Zug fuhr ohne uns nach Alexandrien davon. In schwärzester Gemüthsverfassung umging ich meine Wagen. Wie leicht konnte dies zu einer Katastrophe führen und mir einen kaum wieder gutzumachenden Schlag zufügen. Die Tiere waren in ihren Wagen so eng zusammengepfercht, daß wir sie nicht einmal füttern konnten, da wir die einzelnen Tiere, ohne die Wagen zu entleeren, gar nicht erreichen konnten. Hier galt es, sich aufzuraffen. Ich erinnerte mich daran, daß Cassanova mir ein Zertifikat des kaiserlichen Hofes in Wien übergeben hatte, das ihm vom Inspektor der k. k. Menagerie zu Schönbrunn, bei Gelegenheit eines Auftrags mit der Weisung zugestellt worden war, es bei etwaigem Bedarf zwecks schnellerer Beförderung der Tiere vorzuzeigen. An dem Schriftstück befand sich ein großes vergoldetes Siegel, und auf dieses setzte ich meine Hoffnung. Als ich es dem Stationschef, einem französisch sprechenden Araber vorzeigte, machte es auch sofort den gewünschten Eindruck. Der Beamte telegraphierte nach Kairo um die Erlaubnis, unseren Wagen eine Extralokomotive vorspannen zu dürfen, und kaum war eine Stunde vergangen, da hatte unser Zug sich in einen Extrazug verwandelt.

Alles hätte jetzt glatt gehen können. Aber das Unheil näherte sich abermals in Gestalt eines betrunkenen Lokomotivführers, der mit seinem Zuge in einem solchen Tempo davonraсте, daß sämtliche Tiere durcheinander geworfen wurden. Das Schlimmste aber war, daß der Zug sich in unausgesetzter Feuergefahr befand. Auf der Maschine wurde derartig darauflos geheizt, daß die Esse einen wahren Vulkan von Feuerfunken und glühenden Kohlenstücken ausspie, die wie ein Regen zwischen unseren Giraffen in das Stroh des Wagens fielen. Wir waren fortwährend damit beschäftigt, das entstehende Feuer auszutreten und die Tiere zu beruhigen. Schließlich blieb mir nichts weiter übrig, als das gesamte Stroh durch die Seitenklappen ins Freie zu werfen. Endlich war aber auch diese furchtbare Nacht vorbei und wir erreichten um 6 Uhr früh Alexandrien. In welcher Verfassung, das kann man sich denken.

Vielleicht interessiert es den Leser, die Geschichte dieses Trans-

portes, der in mancher Beziehung typisch ist, bis zu Ende zu hören. In Alexandrien ging es zunächst wieder an ein Ausladen und Unterbringen der Tiere, um am nächsten Morgen wieder mit dem Verschiffen zu beginnen. Nebenher lief immer die Sorge um die Ernährung und das Wohlbefinden der Tiere. Auf dem Hofe des Fuhrwerksbesitzers Migoletti, eines Bruders des Afrikareisenden, fanden wir Unterkunft. Hier stieß auch die Karawane Migolettis zu uns, die ich nunmehr ebenfalls in meinen Besitz brachte. Der Tag, dem keine Nachtruhe vorhergegangen war, wurde ausgefüllt mit der Versorgung von Lebensmitteln für die in meiner Obhut befindlichen Geschöpfe und mit Vorbereitungen für die Verschiffung, die am nächsten Morgen stattfinden sollte. Erst am Abend sah ich meinen armen Freund Cassanova wieder, in dem das Lebensfünkchen nur noch ganz schwach glühte. Der Kranke freute sich, mich wiederzusehen. Er sprach auch über den bis hierher glücklich vollendeten Transport. Als ich aber um 11 Uhr Abschied nahm, fühlte ich wohl, daß dies ein Abschied für immer sei. Schon eineinhalb Stunden später ist Cassanova sanft hinübergeschlummert.

Zur Trauer blieb uns keine Zeit. Schon in aller Herrgottsfrühe mußten wir uns aufmachen, um unsere Güter nach dem für Triest bestimmten Dampfer „Urano“ zu verschiffen. Die schwierigste und gefährlichste Arbeit blieb natürlich wieder die Uebnahme der Tiere. Giraffen, Elefanten, Büffel, Antilopen, Strauße und Ziegen mußten, in Gurte geschlagen, per Dampfkanu übernommen werden. Man wird es mir ohne weiteres glauben, daß es ein ängstliches Gefühl in mir auslöste, wenn ich die großen, wertvollen Tiere in der Luft zwischen Himmel und Wasser schweben sah. Viel schwieriger als das Einschlagen in die Schlingen war das Auslösen. Die Giraffen z. B. mußten dabei auf die Seite gelegt werden, anders ließen sich die Stricke nicht lösen, und so schnell es auch geschah, es blieb doch nicht aus, daß man von diesen langbeinigen Geschöpfen mit gefährlichen Tritten regaliert wurde. Mein Bruder Dietrich bekam einen solchen Schlag gegen die Brust, daß er ohnmächtig zusammenbrach. Zum Glück erholte er sich bald, und es zeigte sich, daß nichts gebrochen war. Glücklicherweise kamen wir in Triest an, wo wir von meinem Vater und meinem

Schwager Umlauff erwartet wurden, die bereits die nötigen Eisenbahnwagen im voraus bestellt hatten. Ganz ungeheuer war das Aufsehen, welches unser Transport in der Triester Bevölkerung erregte. Freilich repräsentierten die beiden vereinigten Karawanen Cassanovas und Migolettis den größten Tiertransport, welcher bis dahin nach Europa gebracht worden war. Er bestand u. a. aus folgenden Tieren: einem Rhinoceros, fünf Elefanten, zwei Warzenschweinen, vier Erdferkeln, vierzehn Giraffen, zwölf Antilopen und Gazellen, vier wilden nubischen Büffeln, sechzig größeren und kleineren Raubtieren, darunter dreißig gefleckten und gestreiften Hyänen, sieben jungen Löwen, acht Leoparden und Geparden, sowie einigen Wildkatzen usw. Außerdem kamen noch sechsundzwanzig afrikanische Strauße hinzu, worunter sich sechzehn ausgewachsene Vögel befanden. Der Matador unter diesen Tieren war ein weibliches Exemplar von einer so außerordentlichen Größe, wie ich seitdem keins wieder gesehen habe. Einen Kohlkopf, den ich in einer Erhöhung von elf Fuß angebracht hatte, konnte dieser Vogel bequem herunternehmen. Der Transport wurde vervollständig durch zwanzig große Kästen mit Affen und Vögeln, sowie zweiundsiebzig nubische Milchziegen, eine wandelnde Molkerei, die uns Milch für unsere jungen Tiere lieferte. Als die Tiere ausgeladen wurden, standen Tausende von Menschen an den Ufern, um das seltene Schauspiel mit anzusehen und jedesmal, wenn ein Elefant oder eine Giraffe hoch oben in den Schlingen zappelte, erhob sich ein Gebrause von Stimmen. Dieser Volksauflauf war aber noch nichts gegen das Gedränge der Zuschauer, als wir mit unseren Tieren im langen Zuge vom Schiff nach dem Bahnhof marschierten. Das Publikum in den Straßen stand so dicht zusammengedrängt, daß wir uns selbst mit Hilfe unserer Platzmacher, einer Polizeimannschaft von sechs Personen, kaum vorwärts bewegen konnten. Es ist mir heute noch ein Rätsel, daß keine Unglücksfälle vorgekommen sind.

Auf der Fahrt nach Wien, Dresden, Berlin und Hamburg bröckelte die große Karawane auseinander. In der kaiserlichen Menagerie zu Wien blieben ein paar Giraffen, ein Elefant und viele kleinere Tiere. In Dresden fanden ebenfalls zwei Giraffen nebst



Kamel-fähre in Swakopmund.



Dietrich Hagenbeck.



Eintritt zum Tierpark.  
Neuer Pferdemarkt



William Jamrach.



Das Wockhaus in Hamburg.  
ums Jahr 1870.

einer Anzahl anderer Tiere ihre neue Heimat. Den größten Teil der Tiere aber übernahm Herr Dr. Bodinus, dem ich mich bereits telegraphisch angemeldet hatte, in Berlin, für den dortigen Garten. Damals waren gerade die von Herrn Dr. Bodinus geschaffenen neuen Gebäude fertiggestellt, und ich kann wohl sagen, daß ich mein Möglichstes dazu beigetragen habe, diese zu bevölkern. Das Rhinoceros blieb in Berlin, ferner ein paar Giraffen, ein paar Büffel, ein paar Erdferkel und viele Antilopen und Raubtiere, so daß mein Transport, als ich die Reichshauptstadt verließ, schon ziemlich gelichtet war. Nach kurzer Rast ging es nach Hamburg weiter, wo wir am 8. Juli glücklich mit dem Rest des Transportes ankamen, der sich nun schnell weiter verflüchtigte. Der Zoologische Garten erhielt vier Giraffen, zwei Büffel, zwei Erdferkel und einige andere Tiere. Der viel genannte Charles Rice aus England erhielt ebenfalls eine größere Anzahl, so daß ich bis auf die Strauße, die später nach Antwerpen kamen, und einige Raubtiere, die in der nächsten Zeit an verschiedene Menageriebesitzer übergingen, schon bei meiner Ankunft in Hamburg die ganze Karawane an den Mann gebracht hatte. Wenn die Beschreibung dieses großen Tiertransportes den Leser interessiert hat, so möchte ich heute bemerken, daß sie eigentlich nur die Hälfte der Geschichte, und zwar die weniger interessante darstellt, denn diesen Transporten durch Europa gehen ja diejenigen durch die Wildnisse Afrikas voran, die in einem anderen Kapitel geschildert werden sollen.

Seitdem ich im Anfang des Jahres 1866 das Tiergeschäft für eigene Rechnung übernommen hatte, war alle Ruhe dahin. Bald weilte ich an den Ufern des Rheins und bald an den Gestaden des Roten Meeres, und kam ich endlich nach Hause zurück, dann riefen mich inzwischen angelangte Telegramme schon wieder in die Ferne. Diese Reisen wurden auch nicht seltener, nachdem ich am 11. März 1871, also gewissermaßen unter der neuen schwarz-weiß-roten Flagge, meinen eigenen Hausstand gegründet hatte. Doch alle Mußestunden gehörten der Familie. Von den zehn Kindern, die meine Frau mir geschenkt, sind fünf, drei Mädchen und zwei Knaben, am Leben. Die beiden letzteren, Heinrich und Lorenz, jetzt auch meine Sozien im Geschäft, sind gleichfalls schon glückliche Ehemänner geworden —

ebenso wie die drei Töchter inzwischen Hausfrauen. Als sehr lebendiger Beweis dafür umgibt mich eine Schar von dreizehn Enkelkindern.

Die Verkehrsmöglichkeiten haben sich in den letzten Jahren derartig entwickelt, daß man sich von den Schwierigkeiten des Transportes von Menschen und Tieren in jener Zeit, die doch noch so nahe hinter uns liegt, kaum ein richtiges Bild machen kann. Eine große Tier-sammlung, die ich von dem Menageriebesitzer August Scholz erwarb und für die beträchtliche Summe von 70 000 Francs an den französischen Menageriebesitzer Pianet weiterverkaufte, mußte, um ihren Bestimmungsort in Italien zu erreichen, erst eine schwierige Gebirgstour über den St. Gotthardt zurücklegen. Pianet hatte seine Tiere in sechs große Wagen geladen und jeder wurde von zwanzig Maul-tieren gezogen. Nicht weniger als 120 Maultiere waren also nötig, um diesen Transport zu bewerkstelligen. Bei Gelegenheit dieses Ge-schäfts kam auch zum erstenmal die Tierdressur mit uns in Berührung, die später eine so große Rolle in unserem Etablissement spielen und durch mich eine Regeneration erfahren sollte. In der Sammlung be-fanden sich verschiedene aus Raubtieren bestehende Dressurgruppen, welche von dem Tierbändiger Robert Daggesell vorgeführt wurden. Der Einfachheit halber wurde der Dompteur gleich mit übernommen, d. h. von mir engagiert, und beim Verkauf der Tiere an Pianet dann an diesen weitergegeben.

Kurz nach dem Ausbruch des Krieges von 1866 befand ich mich in Frankfurt a. M., das voll war von Soldaten, Tumult und Auf-regung. Ein Brief der Zoologischen Gesellschaft, die ihren Garten aufzugeben wünschte, rief mich dorthin und es galt schnelles Handeln, da, wie mir aus London mitgeteilt worden war, auch mein Konkurrent Jamrach ein Angebot des Tierbestandes erhalten hatte. Jamrach gelangte aber nur bis Köln, denn der direkte Verkehr zwischen diesem Platz und Frankfurt war unterbrochen. Auch ich saß zunächst in Köln fest, gelangte aber doch über Koblenz per Eisenbahn, zu Schiff und Wagen endlich nach Frankfurt, wo das Geschäft schnell erledigt wurde.

In Frankfurt war es etwas ungemütlich, die Bevölkerung befand sich in großer Aufregung, denn in diesen Tagen war die Schlacht bei

Aschaffenburg geschlagen worden. Tausende von bayerischen und hannöverschen Truppen passierten die Stadt, um nach Mainz zu kommen. Nach Mainz fuhr auch ich noch an demselben Abend, und am nächsten Morgen per Dampfboot nach Köln. Der Kontrast zwischen den aufgeregten Bildern in Frankfurt und dem stillen Naturfrieden auf dem Rhein, vielleicht auch die innere Freude über die glücklich gelungene geschäftliche Mission, ließen mir diese meine erste Rheinreise als eins der schönsten Erlebnisse erscheinen, die mir bis dahin begegnet waren. Jedenfalls fand die wundervolle romantische Szenerie mich außerordentlich empfänglich, noch heute denke ich mit Freuden an diese herrliche Tour zurück. Ich habe die Rheinufer mit so enthusiastischen Augen nicht wieder angesehen. In Köln machte ich Herrn Dr. Bodinus, dem Besitzer des Zoologischen Gartens, einen Besuch und war eigentlich gar nicht überrascht, auf dem Konzertplatz auch Herrn Janrach zu begegnen. Er hatte nicht den Mut gehabt, sich in dieser kritischen Zeit bis nach Frankfurt vorzuwagen, und mußte nun mit seinen beiden Leuten unverrichteter Sache nach England zurückkehren.

Wenige Tage später befand ich mich in Begleitung meines Vaters auf der Reise nach Wien, wo einer unserer Reisenden mit sieben Elefanten und einer großen Anzahl anderer Tiere angekommen war. Zu jener Zeit konnte man infolge der Kriegswirren noch nicht über Dresden nach Wien kommen, vielmehr mußte man einen Umweg über Frankfurt und Linz machen, so daß wir erst nach einer vierzigstündigen Fahrt in der Kaiserstadt ankamen. Der Transport dieser Tierammlung ging, wie gewöhnlich, nicht ohne seine kleinen Abenteuer vor sich. In der Gegend von Nürnberg bemerkte ich, daß meine Elefanten an Kolik litten. Ich ließ sogleich meine Wagen in Nürnberg abhängen, um erst mit der nächsten Gelegenheit weiterzufahren. Eins der Tiere hatte sich bereits vor Schwäche hingelegt. Erst mit Hilfe eines Wärters, den ich von Wien mitgenommen hatte, gelang es mir, das Tier wieder hochzubringen. Das war keineswegs eine leichte Sache, denn obgleich die Tiere nur etwa 1,50 Meter hoch waren, so besaßen sie doch schon ein Gewicht von mindestens 1000—1200 Pfund.

Es gibt nun ein sehr einfaches Mittel, Elefanten von der Kolik zu befreien; da der Mangel an Bewegung die Krankheit häufig verursacht, so muß Bewegung sie auch wieder beseitigen. Ich führte also meine sieben Elefanten auf dem Bahnhof spazieren, und nach zwei Stunden hatte die Promenade, die für mich selbst kein Vergnügen war, ihre Wirkung soweit getan, daß ich die Tiere wieder in den Wagen zurückbringen konnte. Das dicke Ende folgte indes noch nach. Als bald kam der Stationschef angerannt und machte einen heillosen Spektakel, und nicht mit Unrecht, denn ich muß gestehen, daß der Bahnhof nach dieser zweistündigen Promenade nicht gerade einen sauberen Eindruck machte. Mir blieb nichts anderes übrig, als zu erklären, der Stationschef möge den Platz nur durch seine Leute säubern lassen, ich würde alles bezahlen, und damit beruhigten sich denn auch die Gemüter. Es kam aber ein noch dickeres Ende nach. Ehe der Zug weiterging, was noch einige Stunden dauerte, begab ich mich in die Stadt und kaufte dort einige Flaschen guten Rum und einige Pfund Zucker. Davon braute ich einen kräftigen Grog, den ich meinen Elefanten als bewährte Nachkur gegen die Kolik zu saufen gab. Dieses Mittel tat den Tieren sehr gut, alle gerieten in eine heitere Stimmung. Einer der Elefanten aber schien des Guten etwas zu viel bekommen zu haben, denn er begann, allen möglichen Unsinn zu machen, hörte seine Gefährten und traktierte sie mit Fußtritten. Für diesen Süffel braute ich noch einen Extragrog, so daß er nunmehr total betrunken wurde. Es dauerte auch gar nicht lange, da legte er sich hin und brauchte sechs volle Stunden, bis er seinen Rausch ausgeschlafen hatte. Der Kater, mit dem er erwachte, war schon mehr eine Art Panthertier, und hätte man ihm gegen seinen Kopfschmerz eine sauren Hering präsentieren wollen, so hätte es schon ein mariniertes kleiner Walfisch sein müssen.

Nach einer Reise von vier Tagen und vier Nächten kam ich mit meinem Transport glücklich auf der letzten Station in Harburg an, von hier aus wurden die Tiere in einem Dampfer nach Hamburg überführt. Bei dem Transport vom Wagen zum Schiffe wäre aber beinahe noch ein Unglück passiert. Mein Geschäftsfreund Rice, der mich in Hamburg erwartet hatte und einen der Elefanten führte, den

größten, erhielt von diesem einen so heftigen Stoß mit dem Rüssel, daß er einen förmlichen Salto mortale in der Luft beschrieb und einen Augenblick besinnungslos liegen blieb. Glücklicherweise war der Elefant mit diesem Resultat zufrieden.

Schon auf der Fahrt nach Hamburg verkaufte ich meinem Freund die vier größten Elefanten zum Preise von 24 000 Mk., und bald darauf die drei kleineren an den Tierhändler Charles Reiche aus Alfeld für 20 000 Mk. Der Leser denkt vielleicht, daß dies ein guter Preis gewesen sei, und ich glaubte es damals auch selbst, irrte mich aber sehr, denn Herr Rice verkaufte seine vier Elefanten für 10 000 Dollar an einen amerikanischen Zirkusbesitzer, und Herr Reiche machte ein noch besseres Geschäft. Seine drei Elefanten kamen nach Newyork. Für den größten erhielt er 8500 Dollar, für den zweiten 8000 Dollar und für den dritten 7500 Dollar. Das waren aber auch die höchsten Preise, welche bis dahin für junge Elefanten bezahlt worden waren.

In dem folgenden Jahre (1867) erhielt ich sogar z w e i größere afrikanische Transporte. Der Sudan war ja überhaupt jahrelang für Europa die größte Tierquelle. Der erste dieser Transporte bestand aus fünf Giraffen und einem Elefanten, welchen ein deutscher Kaufmann, namens Bernhard K o h n , aus Aegypten mitgebracht hatte. Bisher hatte dieser Kohn nur Kaufmannsgüter und zwar Felle, Gummi usw. gehandelt, da hatte er auf seinen Reisen erfahren, daß Cassanova von mir beauftragt sei, afrikanische Tiere zu sammeln, und das brachte auch Herrn Kohn auf den Gedanken, die Gelegenheit wahrzunehmen, und auch seinerseits Tiere nach Europa zu bringen. Das Telegramm, welches mir Kohn von Triest aus schickte, machte mir große Freude. Giraffen waren gerade diejenigen Tiere, welche ich gebrauchen konnte, da schon lange keine mehr nach Europa gelangt waren. Selbsterständlich eilte ich sofort nach Wien, wohin auch Herr Kohn inzwischen gereist war, doch gelang es mir erst nach einigen Tagen mit dem geschäftstüchtigen Herrn, der einen sehr hohen Preis forderte, einig zu werden. Mit der Uebernahme des Transportes erwuchs mir eine neue Schwierigkeit. G i r a f f e n waren in unserem Geschäftslerikon ja neu. Bezüglich der Behandlung und des Transportes dieser Tiere mußten erst Erfahrungen gesammelt werden, das zeigte sich schon bei

der Ueberführung der Giraffen zum Bahnhof. Jedes einzelne Tier mußte geführt werden. Ich hatte zu diesem Zwecke zehn Leute angenommen. Je zwei führten eine Giraffe und ich selbst nahm den Elefanten. Kaum war jedoch die Stalltür geöffnet — Herr Kohn hatte nämlich den ganzen Transport in einem Pferdestall untergebracht — als alle Giraffen mitsamt ihren Führern in wildem Galopp durchbrannten. Glücklicherweise waren die Straßen infolge der frühen Morgenstunde leer, sonst wäre es wenigstens ohne einen riesigen Volksauflauf nicht abgegangen. Kohn, welcher mich begleitete, übernahm auf meine Bitte den Elefanten, und ich selbst eilte, so schnell mich meine Beine tragen wollten, den Leuten mit ihren Giraffen zu Hilfe. Die größte hatte bereits ihre Führer zu Boden gerissen und eilte nun in rasender Gangart davon. Die übrigen Tiere konnte ich noch zum Stehen bringen, und damit hatte ich auch die entlaufene Giraffe wieder in der Gewalt, denn als sie endlich stillstand, sich umsah und bemerkte, daß ihre Gefährten ihr nicht folgten, kehrte sie ebenso schnell zurück, als sie fortgelaufen war. Sofort ergriff ich das Tier und führte es selbst, und nun kamen wir ohne weiteren Unfall zum Bahnhof. Mich hatte das kleine Abenteuer gewißigt, denn als ich nach fünftägiger Reise am Berliner Bahnhof in Hamburg ankam, ließ ich jedes Tier von drei Leuten führen, so daß der Transport ohne Unfall in meinem Etablissement abgeliefert werden konnte.

Die zweite große Tierkarawane desselben Jahres zeichnete sich durch eine Häufung von Unfällen aus. Ein altes Wort sagt, daß ein Unheil nie allein kommt. Das mußte ich auch hier erfahren. Als der Dampfer mit unseren Tieren auf der Reede von Triest erschien, wohin ich mit meinem Vater geeilt war, nahmen wir mit Schrecken wahr, daß die Quarantäne-Flagge gehißt war. In Aegypten herrschte die Cholera, aus diesem Grunde mußte das Schiff sich einer acht-tägigen Quarantäne unterziehen, und während dieser Zeit durfte natürlich niemand weder an, noch von Bord gehen. Zu allem Unglück erkrankte mein Vater an Dysenterie, und vier Tage nach der Erkrankung stellte sich eine beunruhigende Schwäche ein. Ich geriet in die größte Bestürzung, als der Kranke mich zu sich rufen ließ und gewissermaßen von mir Abschied nahm. Mit dem Taschenbuche vor sich, gab er mir

Verfügungen, die sich auf Geschäfte in Hamburg bezogen, erteilte mir guten Rat in vielen Dingen, die der Zukunft angehörten und sprach es schließlich selbst aus, daß er kaum glaube, die Heimat wiederzusehen. Mit schwerem Herzen ging ich an diesem Morgen aus dem Hause, um den vielen Geschöpfen, die da draußen auf mich warteten, ihr Recht zuteil werden zu lassen. Die Sammlung, die ausgeschifft und wieder verladen werden mußte, bestand aus dreizehn Elefanten, zwei Giraffen, dreizehn Antilopen und Gazellen, fünf Leoparden, zwei Jagdpanthern, zwölf Hyänen, dreißig Affen, dreizehn Straußen und dreizehn Kästen mit verschiedenen Vögeln. Zu der Verantwortung als Leiter dieser großen Karawane kam noch die Sorge um den kranken Vater, der auf Anraten des Arztes der Luftveränderung wegen nach Wien vorausgereist war. Nicht ohne die bekannten kleinen Zwischenfälle wurden die Tiere endlich verladen. Daß unterwegs eine Antilope aus dem Wagen sprang und mit gebrochenem Genick auf dem Bahndamm liegen blieb, daß einer der Strauße ein Bein brach und getötet werden mußte, oder daß einer der kleineren Elefanten durch den Stoß eines Kollegen zugrunde ging, fiel nicht ins Gewicht gegenüber der großen Freude und Ueberraschung, meinen Vater in Wien völlig genesen anzutreffen. Dieser Transport hatte aber noch eine Art von Epilog, der sich bei der Umladung der Tiere in Wien ereignete. Der Sicherheit halber führte man von den dreizehn Elefanten zuerst die sieben kleineren auf die Straße. Als man aber bereits eine gute Strecke zurückgelegt hatte, um nach dem Bahnhof zu gelangen, erhoben die sieben Diebstahler ein großes Geschrei, worauf die sechs großen, zurückgebliebenen Elefanten sich in ihrem Stalle wie wild gebärdeten, Stricke, Tuae und Haken zerrissen und zur Tür hinausstürmten. Der Aufruhr, der sofort auf der Straße entstand, ist unbeschreiblich. Die Passanten stoben rechts und links auseinander und suchten in den Häusern Rettung. Die Elefanten kümmerten sich aber nicht im geringsten um die auseinanderstiebenden, zweibeinigen Zwerge, sie wünschten nur zu ihresgleichen zu gelangen, und als sie diese erreicht hatten, schritten sie so ruhig hinter dem Juge her, wie ebensoviele Schafe. Wie alles im Leben, so ging aber auch schließlich dieser Transport zu Ende und ich konnte die Tiere, nachdem sie sich noch einige Tage in meinen

Hamburger Stallungen ausgeruht hatten, glücklich auf einem Londoner Dampfboot unterbringen, denn schon unterwegs waren die Tiere an einen englischen Geschäftsfreund, und von diesem wieder an einen Amerikaner weiter verkauft worden.

Bis in die ersten siebziger Jahre reicht die Aera des ausschließlichen Tierhandels, dem sich in der Folge weitere Unternehmungen anschlossen. Den Schlüsselstein dieser Epoche bildete die Uebersiedlung in ein neues Heim. Bei der wachsenden Ausdehnung des Geschäfts waren die Räume am Spielbudenplatz längst viel zu eng geworden. Nach langem Suchen glückte es mir im Frühling 1874, am Neuen Pferdemarkt in Hamburg ein geeignetes Grundstück mit Wohnhaus und dahinterliegendem 76 000 Quadratfuß großem Garten aufzufinden. Dieses Grundstück erwarb ich, und die nötigen Einrichtungen, wie Stallungen usw. wurden mit einem solchen Eifer gebaut, daß wir bereits um die Mitte des April unsern Einzug in das neue Heim bewerkstelligen konnten.



Tiertransport aus dem Sudan, im Tierpark am Neuen Pferdemarkt 1870

(Nach der Natur gezeichnet von H. Keutemann).

## V.

### Kleine Abenteuer.

Für den Umgang mit wilden Tieren gibt es keine bestimmten Vorschriften. In einer Sprache kann man sich nicht mit ihnen verständigen, man muß andere Mittel erfinden, um sie zu dem zu bewegen, was man von ihnen verlangt. Es gibt auch keine bestimmten Transportmittel, von denen man sagen könnte, dieses ist für eine Giraffe und dieses ist für ein Nilpferd am geeignetsten. Das eine Tier ist zahm und das andere ungebärdig; während man ein Exemplar derselben Familie gemächlich an der Hand führen kann, muß man das andere fesseln und mit Wagen befördern. Alles kommt auf die Umstände an und wird zu einer Frage des praktischen Verstandes. Der Umgang mit ungezähmten Tieren erfordert vor allem Geistesgegenwart, denn alle diese Geschöpfe werden ja nicht von Ueberlegung, sondern Impulsen geleitet, und jeder Augenblick kann eine Ueberraschung bringen. Der unwesentlichste Umstand, von Menschen ganz unbeachtet, kann ein Tier erschrecken und heillose Verwirrung im Gefolge haben. Auch die Art, in solchen Momenten einzugreifen und scheu oder wütend gewordene Bestien zu beruhigen, ist Sache des Augenblicks. Kurz, aller Verkehr mit den Tieren, beruht auf Gesetzen, die unbestimmt sind und von der Notwendigkeit diktiert werden.

Will man zum Beispiel, sagen wir, ein Rhinoceros veranlassen, vom Schiff über die Gangplanke auf den Kai zu spazieren, so genügt es nicht, einfach zu sagen: „Ach, mein verehrtes Rhinoceros, haben Sie die Güte, eben mal heraus zu kommen.“ Diese Sprache versteht das Rhinoceros nicht, auch gegen noch größere Liebenswürdigkeit ist es als Dickhäuter unempfindlich. Würde man indes dem Tiere einen

Strick um den Hals legen und daran ziehen, während ein anderer von hinten mit einem Knüttel nachhülfe, so würde es diese Sprache ebenso wenig verstehen. Es ist nicht Dickhäuter genug, um sich mit Grobheiten regalieren zu lassen, und würde den Mann mit dem Strick wahrscheinlich über den Haufen rennen. Und doch hat auch diese Bestie einen schwachen Punkt in seinem Organismus: den Magen. Mit seiner Hilfe kann man sich einer internationalen und kosmopolitischen Sprache bedienen, welche auch die Tiere verstehen. Wenn man dem Rhinoceros eine Hand voll Futter vor das Maul hält, dann kann man sich alle anderen Höflichkeiten schenken.

Diese Weisheit kannte ich schon sehr frühzeitig, und ihre Befolgung hat mich einmal ein gefährliches Abenteuer mit einem Rhinoceros erleben lassen. Es trat damals einer jener Augenblicke ein, wo jedes Verständigungsmittel versagt und nur die Gewalt, die ultima ratio im Verkehre mit der Tierwelt, helfen kann. Das Abenteuer spielte im Jahre 1871, zu einer Zeit, als ich keine so große Erfahrung in der Behandlung von Rhinocerosen auf Reisen besaß. William Jamrach war mit verschiedenen Elefanten und Rhinocerosen, sowie einer Anzahl anderer, für mich bestimmter Tiere aus Indien in London eingetroffen. Zur Abnahme fand ich mich selbst in der englischen Hauptstadt ein. Unter den Tieren befand sich ein großes, sieben bis acht Jahre altes und fast ausgewachsenes weibliches Rhinoceros, das in einem riesigen, auf dem Verdeck aufgebauten Käfig untergebracht war. Da dieser Kasten natürlich nicht transportabel war, mußte das Tier auf irgendeine Weise vom Schiff zu dem Wagen befördert werden, der es in den für die Tiere bestimmten Stall bringen sollte. An den ziemlich niedrigen Wagen war eine Brücke angebaut und diese mit Stroh bedeckt. Die zu überwältigende Schwierigkeit steckte in dem ziemlich langen Weg zwischen Schiff und Wagen, die langen Schuppen der East Indian Dock's mußten auf eine Entfernung von 500 Metern durchschritten werden. Jamrach schlug vor, das Tier, das sehr ruhig sei, einfach diesen ganzen Weg gewissermaßen an der Hand zu führen, und ich ging schließlich darauf ein, ohne die ungeheuren Gefahren dieser Transportmethode so recht ins Auge zu fassen. Man stelle sich vor, daß ein ausgewachsenes Nashorn

wütend wird und in den von Tausenden belebten Docks entläuft. Ich konnte mich aber noch vor dem Ausbruch überzeugen, daß es sich in der Tat um ein außergewöhnlich ruhiges Tier handelte.

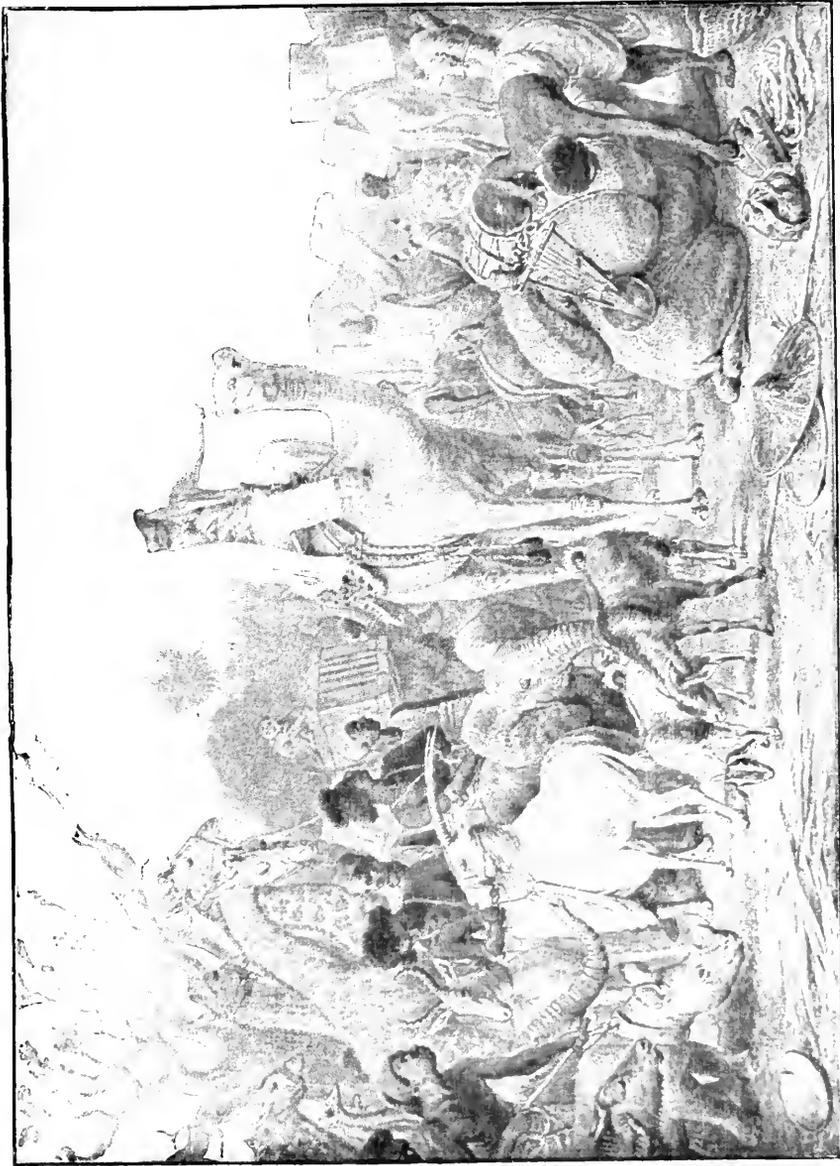
Die Vorbereitungen waren bald getroffen. Unser Rhinoceros erhielt ein starkes Tau um den Hals, und außerdem ein längeres um einen der Vorderfüße. Als Reserve wurde eine Anzahl weiterer Stricke mitgenommen. Und nun gings los. Der schon gekennzeichneter, internationalen Höflichkeit vermochte auch dieses Nashorn nicht zu widerstehen. Janwachs Wärter fütterten das Tier langsam aus der Hand und bewegten sich dabei rückwärts, das Rhinoceros folgte und ging ruhig über die Laufplanke bis zum Kai hinunter. Das lange Halstau gab ich sechs Wärtern und instruierte sie, es sofort bei der Ankunft am Wagen, am Vorderteil durch die Satten der Seitenwände zu ziehen und an der Achse zu befestigen, damit das Tier auf dem Wagen festgehalten würde. Das am Vorderfuß befestigte Tau nahm ich selbst in die Hand und ging frisch vorweg durch die langen Docks, begleitet von einer nicht geringen Zuschauermenge. Das Rhinoceros folgte ohne Widerstreben, und die ganze Geschichte schien Kinderspiel zu sein, nicht wert, sich ihretwegen zu beunruhigen.

Schon sind wir dicht bei unserem Wagen angelangt, da bemerke ich, daß eine Lokomotive mit einem Güterzug herannahet, und heiß durchzuckt mich die Furcht, das Tier möge noch im letzten Augenblick vor dem dampfspienden Ungeheuer scheuen und durchbrennen. Mit einer Schnelligkeit, wie man sie nur im Augenblicke der Gefahr entwickeln kann, springe ich auf den Wagen, ziehe das Tier hinter mir her und stecke auch die Wärter mit meiner Eile an, und ehe noch der Zug den Wagen erreichte, war das Rhinoceros programmäßig festgebunden. Welch ein immenses Glück dies war, zeigte sich auf der Stelle. Der Lokomotivführer, der die fluchtartige Schlußphase des Transports beobachtet hatte, leistete sich in diesem Augenblick den dummen Scherz, die Dampfpeife schrill und lang ertönen zu lassen. Schreck und Angst versetzten das Tier sogleich in eine furchtbare Aufregung, es begann zu pusten und zu schnauben, und kaum schnell genug, aber im richtigen Augenblick, konnte ich die Bestie mit den Reservestrieken auch an dem noch freien Vorderfuß fesseln. Die Arbeit,

die ich hier zu leisten hatte, war lebensgefährlich, denn die Aufregung des Tieres steigerte sich infolge des fortwährenden Pfeifens und des Lärms am Kai zu einer Art Berserkerwut, die nach einem Ausweg suchte. Der nächste Gegenstand war der Kutschbock, der vorn oberhalb des Wagens ziemlich hoch angebracht war. Mit dem Kopf unter diesen Bock stoßen, war das Werk einer Sekunde. Und so gewaltig war der Stoß, daß der ganze Kutschbock aus seinem Gestell herausflog, sich in der Luft drehte und krachend zu Boden fiel. Glücklicherweise fiel er nicht zwischen die Pferde — ein unabsehbares Unglück wäre sonst die Folge gewesen. Das wütende Rhinoceros versuchte jetzt die Vorderwand des Wagens zu durchbrechen, aber nun war auch ich wieder zur Stelle, schwang mich auf die Wagendeichsel, ergriff ein dickes Tauende und begann, dem Tiere aus Leibeskräften zwischen die Ohren zu dreschen. Es mußte fühlen, daß eine Kraft da war, die vor der seinigen nicht die Flucht ergriff. Schließlich wurden wir beide müde, ich und mein ungebärdiger Freund, das Rhinoceros. Langsam kam es zur Besinnung und beruhigte sich. Wir konnten endlich losfahren, doch stand uns noch das schwere Geschäft des Ausladens bevor. Die Stallung lag hart an der Straße, so daß wir den Wagen rückwärts bis an die Tür schieben konnten. Das Tier mußte nun auf einer angelegten Brücke rückwärts gehen, was diese Tiere nicht gern tun. Auch hier konnte schließlich nur Gewalt helfen. Stricke wurden um jedes Hinterbein gelegt und durch einen in der Stallmauer angebrachten Ring gezogen, auch die Stricke des Halses und der Vorderbeine wurden durch Ringe gesteckt, so daß wir das Nashorn so ziemlich in der Gewalt hatten. Als es aber den Wagen verlassen sollte, bekam es aufs neue einen Wutanfall, der noch durch den Tumult der Menge, die sich angesammelt hatte, geschürt wurde. Es hieb nach rechts und links in die Seitenwände des Wagens und wollte nicht von der Stelle. Ich mußte es erst von vorn mit einem Stoß bearbeiten, war dabei zwar wütenden Angriffen ausgesetzt, brachte das Tier aber endlich in den Stall. Von dieser Art der Beförderung hatte ich genug, und bestellte mir für die Weiterreise nach Hamburg einen großen fertigen Kasten. Das Abenteuer ging gut aus, wäre mir das Tier aber in dem kritischen Moment am Kai ent-

laufen und hätte ich es nicht im letzten Augenblick bei dem Herannahen der Lokomotive im Wagen befestigen können, so hätte ich wohl jetzt in diesen Erinnerungen von einem großen Unglück und manchem verlorenen Menschenleben erzählen müssen.

Außer dem gewöhnlichen, indischen Nashorn und dem afrikanischen Rhinoceros, *Rhinoceros bicornis*, erhielt ich gegen Ende der siebziger Jahre auch das echte javanische Nashorn, *Rhinoceros sondaicus*. Ferner kamen zu vier verschiedenen Malen die sumatranischen, schwarzen Rhinocerosse in meinen Besitz, doch habe ich mit diesen Tieren Unglück gehabt, da alle fünf Exemplare, welche ich kaufte, an Darmentzündung eingingen. Im Gegensatz zu den indischen Rhinocerossen, die alle jung gefangen und mit Milch aufgezogen werden, nachdem man die Alten weggeschossen hat, fängt man die sumatranischen Nashörner in Gruben. Oft sind über Singapore solche Tiere in den Handel gekommen, haben sich aber in der Gefangenschaft nicht gehalten und sind an demselben Uebel zugrunde gegangen, das auch die meinigen dahinraffte. Zurzeit soll ein dergartiges Tier noch im Kaiserlichen Tiergarten zu Schönbrunn bei Wien leben, so viel ich weiß, das einzige, das längere Zeit in der Gefangenschaft ausgehalten hat. Eine andere Seltenheit ist das *Rhinoceros lasiotis*, von welchem vor etwa dreißig Jahren ein Exemplar in den Londoner Zoologischen Garten gebracht wurde und dort länger als zwanzig Jahre gelebt hat. Das gewöhnliche indische Rhinoceros und auch das afrikanische Nashorn halten sich beide ganz vorzüglich in der Gefangenschaft und in unserem Klima. Ich kenne verschiedene dieser Tiere, die über dreißig Jahre in Zoologischen Gärten gelebt haben. Sie sind auch wenig empfindlich. Verschiedene Male habe ich es erlebt, daß Rhinocerosse sich das Horn abrissen, ohne Schaden zu nehmen; das Horn wuchs bald wieder nach und erreichte im Laufe eines Jahres eine ganz ansehnliche Größe. In seiner Jugend ist das Nashorn leicht an den Menschen zu gewöhnen. Die jungen Tiere, welche ich früher aus dem Aegyptischen Sudan erhielt, wurden einfach ganz frei durch die Wüste geführt. Nach ihrem Eintreffen in der Seriba erhielten sie gleich ihren eigenen schwarzen Wärter und gewöhnten sich so an ihn, daß sie ihm wie Hunde auf Schritt und Tritt



**Tierkarawane.**

(Nach einem Aquarell von H. K. K. K. K.)

folgten. In der nubischen Karawane, welche ich in den siebziger Jahren im Zoologischen Garten zu Berlin vorführte, befanden sich drei solcher junger Rhinocerosse, welche frei auf dem Ausstellungsplatz herumliefen und dem Publikum viel Amüsement bereiteten. Groß war das Vergnügen der Besucher, wenn der Wärter sich Scherzes halber versteckte und die Tiere ihn unter Ausstoßen pfeifender Töne zu suchen begannen.

Zu Anfang der siebziger Jahre brachte einer meiner Reisenden, der dem Leser schon bekannte Cassanova, das erste Nashorn nach Europa. Als ich es in Triest in Empfang nahm und mich dazu verflieg, eine Summe von 800 Pfund Sterling für das Tier auf den Tisch zu zählen, glaubte ich immer noch, einen ganz besonderen Fang gemacht zu haben. Meine Hoffnung wurde aber schnell zu Wasser, denn der Zoologische Garten in London, von dem ich einen hohen Preis zu erzielen erwartet hatte, gestand mir nach langem Hin- und Herhandeln nur 1000 Pfund Sterling zu, wofür ich das Tier noch gesund bis in den Garten liefern mußte. Ich erhielt den Kaufpreis nicht einmal in bar ausbezahlt, sondern mußte die Hälfte im Austausch für Tiere anlegen.

Uebrigens sorgte dieses Nashorn auch selbst dafür, daß ich es in guter Erinnerung behalten muß. Zwar hatte es, da es noch im Jünglingsalter stand, nur eine Rückenhöhe von 80 Zentimeter, entpuppte sich aber eines Tages als Athlet, der mir um so mehr Bewunderung abnöthigte, da er mich zu einem Match herausforderte. Auf dem Transport von Triest nach Wien hatte ich mich bei dem Tier in seiner Extraabteilung einquartiert, um es persönlich zu überwachen, denn ich glaubte ja einen ganz exquisiten Schatz zu besitzen. In einer Ecke sitzend war ich eben ein wenig eingenickt, als ich von einem Ruck erwachte und die Bemerkung machte, daß das Tier meinen Rockzipfel im Maul hatte und ganz gemüthlich daran herumlutschte. Mit aller Höflichkeit wollte ich meinen Rock aus dem Maul des kleinen Antieres entfernen, aber das Tier nahm mir dies gewaltig übel, geriet im Handumdrehen in eine rasende Wut, stieß einen schrillen, pfeifenden Ton aus und attackierte mich. Ganz gern gestehe ich, daß ich es auf einen Kampf nicht ankommen ließ, im Gegentheil, mit einem mächtigen

Saß sprang ich über Kisten und Säcke, um mich in Sicherheit zu bringen. Dabei rollte ein 150 Pfund schwerer Sack in den Stall des Nashorns, dieser Sack konnte sich natürlich nicht verteidigen und wurde von dem erbosten Tier in einer Weise in die Luft geschleudert, als ob es sich um einen kleinen Ball gehandelt hätte. Man kann sich denken, daß ich mich schleunigst ausquartierte, um dem afrikanischen Gast keine Gelegenheit zu geben, auch mit mir Fangball zu spielen. Später, auf der Reise nach London hatte ich noch einmal Gelegenheit, das Ungestüm des Tieres zu beobachten. Für den Transport über See war ein extra starker Kasten gebaut worden, und alles ging auch gut bis London. Das Ausladen und die Ueberführung des Kastens aus dem Schiff auf einen Wagen mußten das Tier aber irritiert haben, denn es ward scheu und stieß so wuchtig gegen die Vorderwand seines Käfigs, daß die dicken Bretter wie Zigarrenkistenholz zersplitterten. Nur dadurch, daß ich den ganzen Käfig sofort in Segeltuch hüllte und das Tier damit in Dunkelheit versetzte, wurde Unheil verhütet.

Ein noch zierlicheres Tier als das Nashorn ist das Nilpferd, der dickhäutigste und plumfste aller Dickhäuter. Und doch hat einmal einer meiner Reisenden ein solches Tier in einem Reisekoffer transportiert. Die Geschichte klingt allerdings wie Humbug und erinnert an den amerikanischen Reisenden, der mit einem Musterkoffer voll — Telegraphenstangen durchs Land zog. Seltsamerweise erschien vor langer Zeit auch einmal in einem deutschen Witzblatt eine phantastische Zeichnung, die einen angeblichen Reisenden Hagenbecks mit zahlreichen Tieren, alle natürlich in der sonderbarsten Verpackung, darstellte. Vom Humor des Zeichners möge man sich an der Hand der Reproduktion selbst überzeugen. Es ist aber gerade, als ob der Illustrator auf die kleine Episode angespielt hätte, die ich hier erwähnen will. Tatsächlich erhielt ich einmal ein Nilpferd als Gepäckstück. Der Wärter, den ich zur Empfangnahme des Tieres nach Bordeaux geschickt hatte, transportierte es einfach in einem großen Reisekoffer, den er als Gepäck nach Hamburg aufgab. Das Tier, ein Weibchen, stammte von der Westküste Afrikas und wog allerdings nur achtzig Pfund. Es befindet sich noch heute im Zoologischen Garten zu Hannover.

Eine noch kleinere Art von Nilpferden, und zwar die kleinste, kommt aus Liberia. In den sechziger Jahren wurde ein junges Tierchen dieser Rasse, das ein Gewicht von noch nicht ganz dreißig Pfund hatte, über Liverpool nach Dublin gebracht, wo es indes nur einige Wochen lebte. Es war das erste und einzige Zwergnilpferd,



„Mein Name ist Schmidt. Ich bin der Reisende der Firma Hagenbeck und erlaube mir, Ihnen meine Muster vorzulegen.“

(Karikatur aus den neunziger Jahren)

welches überhaupt jemals nach Europa gebracht wurde. Die größten Nilpferde dagegen kommen aus Ostafrika und aus dem Sudan.

Mit diesen großen Tieren, die ebenso wie ihre Verwandten, die Rhinocerosse, eine Disposition zum Wütendwerden besitzen, ist nicht zu spaßen. Eines dieser Tiere hat mich einmal zum Schnellläufer gemacht. Es war ein großes, ausgewachsenes, weibliches Tier, das ich vor etwa 25 Jahren in Süddeutschland aus der Menagerie von Kaufmann erwarb. Nun war es in Hamburg angekommen und sollte aus seinem Wagen in den Stall gebracht werden. Die Dame war aber eigenfönnig, hatte nicht nur ein dickes Fell, sondern

auch einen Dickkopf, und wollte um keinen Preis aus dem Wagen heraus. Hielt man ihr Futter hin, so setzte sie zwar den Fuß auf die Laufbrücke und schnappte nach dem Leckerbissen, zog sich dann aber wieder zurück. Einige Stunden ließ ich mir die Laune der dicken Schönen gefallen, dann bekam meine Galanterie ein Loch und mir riß der Geduldsfaden.

Nachdem alles gut vorbereitet und die kurze Strecke vom Wagen zum Käfig auf beiden Seiten abgesperrt war, gab ich meinen Leuten den Auftrag, dem Tiere von hinten ganz heimtückisch mit einem Brett einen kräftigen Stoß zu versetzen, damit es der Schreck vorwärts triebe. Die Absperrung auf der einen Seite bestand in einem großen, mit Draht bezogenen Holzrahmen, der abgestützt war und außerdem noch von zweien meiner Leute, die natürlich hinter dem Gitter standen, gehalten wurde. Ich selbst stand unten an der Brücke und lockte das Nilpferd mit einer Hand voll Futter. Wieder kam es zwei Schritt vorwärts, schnappte und wollte sich zurückziehen. In diesem Augenblick rief ich dem Wärter zu, der Dame ganz ungeniert eins auf das Hinterteil zu verabfolgen. Aber o weh! Sie verstand diese Liebesföschung falsch, flog mit weitoffenem Rachen und mit solcher Vehemenz vorwärts, daß die Brücke unter ihr zusammenbrach. Jetzt wandte sie sich in ihrer Wut seitwärts gegen die Leute, welche hinter dem Gitter standen, attackierte das Gitter, dieses stürzte um und begrub unter sich die beiden Leute. Schnaubend vor Wut ging das Tier jetzt gegen die Wehrlosen vor, und schlimm hätte es für sie ablaufen können, wäre mir nicht blitzschnell der rettende Gedanke gekommen. Ich stand seitwärts in dem Gehege, in welches das Tier hineingetrieben werden sollte, und übersah mit einem Blick die gefährliche Situation. Gelang es mir nicht, das Tier von den gefallen Leuten abzulenken, dann war ein Unglück gewiß. Ohne Besinnen gab ich dem Nilpferd einen mit voller Kraft geführten Stoß mit dem rechten Fuß und die Wirkung war erstaunlich. Mit Blitzesschnelle drehte es sich nach mir herum und sprang mit offenem Rachen auf mich zu. Ich war auf meiner Hut und lief, lief wie nie vorher in meinem ganzen Leben. Die wütende Bestie hinter mir, sprang ich quer durch das Gehege, über das Bassin hinweg und auf der anderen Seite durch

das eiserne Gitter wieder hinaus, dessen Stäbe etwa einen Fuß weit auseinander standen. Draußen lief ich wie rasend um das Gehege zurück und schloß die Tür — das Nilpferd war gefangen. Das ganze Schauspiel wurde von dem Direktor des Zoologischen Gartens in London, Dr. Slater, und von dem Direktor des Britischen Museums, Professor Günther, die zufällig anwesend waren, mit angesehen — freilich — von einem sicheren Platze aus. Schade, daß kein photographischer Apparat, oder besser noch ein Kinematograph zur Stelle war, meine Flucht durch den Käfig mit dem Nilpferd auf meinen Fersen, das wäre ein Sensationsstück ersten Ranges gewesen.

Dieselbe Nilpferddame bekam kurze Zeit darauf Besuch. Hätte Kipling diesen Besuch beobachten können, sofort würde er eine Novelle daraus gemacht haben. Neben dem Stall des Nilpferdes hauste ein Riesenkänguruh, das eines Abends den Voratz faßte, seine imposante Nachbarin mit der jononischen Figur zu besuchen. Da die Tür verschlossen war, führte es ein wahres Turnerkunststück aus, und übersprang die sechseinhalb Fuß hohe Wand. Als ich vom Wärter gerufen wurde, bot sich mir das seltsamste Schauspiel dar. Das Känguruh stand vor dem Nilpferd und ließ unausgesetzt kräftige Ohrfeigen auf seine große Schnauze niederhageln. Und das Nilpferd wehrte sich nicht. Mit einem Tritt seines Fußes, oder mit einer kräftigen Wendung seines enormen Kopfes hätte es das Känguruh vernichten können, aber es war einfach starr, sprachlos, verblüfft über die unglaubliche Frechheit des Eindringlings. Eine ähnliche Verblüffung ergreift ja sogar den ahnungslosen, anständigen Menschen, wenn er plötzlich die Unverfrorenheit irgendeines Lumpen über sich ergehen lassen muß. Nachher, wenn er zur Besinnung gekommen ist, scheint es ihm unbegreiflich, daß er den Frechling nicht ohne weiteres mit einem Fußtritt an die frische Luft befördert hat. So ähnlich, natürlich in der gehörigen geistigen Abstufung, mag es auch dem Nilpferd ergangen sein. Mir bot sich in dem Intermezzo eins der lustigsten Schauspiele aus der Tierwelt, die ich je gesehen habe. Es galt aber, den unbetenen Besucher so schnell als möglich zu entfernen, ehe er den Jörn des Nilpferdes weckte, denn der wäre sein gewisser Tod gewesen. Schnell ließ ich mir das Seehundswurfnetz holen, mit dem ich See-